

## Ausland

## Die Geschäfte laufen schlecht

In London beginnt heute die grosse Afghanistan-Konferenz. Und in Kabul wird der 14-jährige Anayatollah wie jeden Tag Souvenirs verkaufen. Touristen sind wegen der Anschläge allerdings rar geworden.

**Philippe Kron, Kabul**

Der aufgeweckte Junge ist ein Profi. Sobald er Ausländer sieht, läuft er auf sie zu, lächelt charmant und bietet auf Englisch einen schmutzigen Mini-Reiseführer oder eine grossformatige Stadtkarte an. Abschütteln lässt er sich nicht, als Bezahlung akzeptiert er Dollar oder die Lokalwährung Afghani. Er brauche das Geld für neue Schuhe, zum Beweis streckt er seine schmutzigen, blutigen Zehen in ausgetretenen Plastiksandalen vor sich.

Der 14-jährige Anayatollah - von allen Anayat gerufen - hat viel Erfahrung: Sechs Jahre lang verkaufte er Kaugummis aus einem Bauchladen an der Cinema Zainab Road, seit drei Jahren steht er an der Chicken Street. Vor vier Jahrzehnten wurde sie zur Touristenstrasse von Kabul, als die Hippies Afghanistan und das billige Haschisch entdeckten.

Am besten liefen seine Geschäfte nach der Vertreibung der Taliban, als Hunderte von ausländischen Hilfswerksvertretern ins Land kamen. Doch seit einigen Monaten häufen sich die Anschläge, und die Kunden bleiben in ihren gepanzerten Autos oder hinter hohen Mauern. «Niemand kommt mehr an die Chicken Street, an manchen Tagen verdiene ich kein Geld», klagt Anayat. Sein Vater hat ihm ein Handy gekauft, damit er ihn nach Attentaten erreichen kann. Das Telefon versteckt er in der Brusttasche seiner tarnfarbenen Uniformjacke. Der Vater ruft selten an, eher telefoniert die Mutter, er solle Milch fürs Baby kaufen.

**Arbeitsplan und Stundenplan**

Das Uno-Kinderhilfswerk Unicef schätzt, dass rund 60 000 Kinder auf den Kabuler Strassen arbeiten. Sie putzen Schuhe oder Autoscheiben, verkaufen Zeitungen und Souvenirs, schleppen Kisten, sammeln Abfall oder betteln. Unicef unterscheidet zwischen Kindern, die auf der Strasse leben, und

Anayats Vater hat ihm ein Handy gekauft, damit er ihn nach Attentaten erreichen kann.

solchen, die auf der Strasse arbeiten, aber bei ihrer Familie wohnen. Die meisten Kabuler Strassenkinder gehören in die zweite Kategorie, auch Anayat. Er hat Vater, Mutter, drei Brüder und zwei Schwestern. Sein Vater hat Arbeit, und er selber geht zur Schule. Doch das bindet Anayat ausländischen Besuchern nicht auf die Nase.

Seine Arbeit richtet sich nach dem Stundenplan der staatlichen Schule im Quartier Shar-e Naw: Vorher und nachher arbeitet er an der Chicken Street. Üblicherweise sitzt er von Mittag bis 16 Uhr in einem adretten blauen Hemd im Klassenzimmer, der Schuluniform aller Jungen. Dann hängt er sein blaues Hemd bei einem Händler in den Laden und zieht die alte Uniformjacke an. «So wird das Hemd nicht schmutzig», sagt er. Die Frage, ob er so auch mehr Mitleid erregt, will er nicht verstehen.

**«Ich zahle das Essen der Familie»**

Die Reiseführer, die er verkauft, hat der Verlag ursprünglich kostenlos an die Strassenkinder abgegeben. Davon weiss Anayat nichts. Er kauft seine Ware im Basar ein: Ein Reiseführer kostet ihn 100 Afghani (Fr. 2.10), ein Stadtplan 60 Afghani (Fr. 1.25). Wie hoch die Marge auf seiner Investition ist, entscheidet die Grosszügigkeit der Touristen.

Die Stadtverwaltung betrachtet die Kinder als Ärgernis, doch mit der Polizei hat Anayat keine Probleme. Ein Cousin seiner Mutter arbeitet auf dem Polizeiposten am Ende der Chicken Street. Einmal habe ein Ausländer mit afghanischer Militäreskorte eine Stadtkarte nicht bezahlt, ein Soldat habe ihn geschlagen und weggeschleucht. «Der Cousin und seine Kollegen haben ihn verprügelt und gesagt, der Ausländer schulde mir das Geld.» Sein Gesicht leuchtet, als er sich daran erinnert, wie die Polizisten mit Gewehrkolben auf den Mann eindroschen.

Nach Feierabend steigt Anayat an der Salang-Wat-Strasse ins erste von zwei Sammeltaxis, die ihn in das Aussenquartier im Südwesten der Stadt bringen, wo seine Familie wohnt. 50 Minuten dauert die Fahrt. Sein Vater, 58 oder 60 Jahre alt, genau weiss es Anayat nicht, war früher Soldat und Velome-



Anayatollah und Freund Paschtunat in der Chicken Street. Foto: Peter van Agtmael (Magnum)

chaniker. Heute arbeitet er als Fahrer im Kulturministerium. Die Familie teilt sich zum Schlafen zwei Räume, die Miete beträgt etwas mehr als die Hälfte des Monatslohnes des Vaters von umgerechnet 80 Franken. «Vater bezahlt die grossen Dinge, ich zahle das Essen für alle.» Wie viel Anayat an einem guten Tag verdient, mag er nicht preisgeben. Das Geld gibt er seiner Mutter, die es verwaltet.

Mit dem Taxi in die Stadt zu pendeln, ist ein Privileg. Sein 19-jähriger Bruder Rahimullah, der Erstgeborene, muss mit dem Velo fahren. Rahimullah geht aber auch nicht zur Arbeit, sondern ins «Lycée pour garçons Esteqal», eine der bekanntesten Schulen des Landes. Hier dauert der Unterricht den ganzen Tag. Anayat sagt, dass er mit seinen Einkünften auch einen beachtlichen Teil zum Schulgeld seines Bruders beisteuere.

**Sein Traum: Ein Land-Cruiser**

Fast hätte auch Anayat den ganzen Tag in der Schule verbringen können: Vor einem Jahr wollte ihm die Mitarbeiterin eines Hilfswerks privat eine Ausbildung in den USA ermöglichen. Der Vater besprach das Angebot mit dem Grossvater, einem Bauern aus dem Distrikt Shaka Darah, ausserhalb der Hauptstadt. Die Männer entschieden, dass Anayat nur gehen dürfe, wenn die Amerikanerin die ganze Familie in die USA umsiedle und ihr ein Haus baue. Anayat träumt immer noch davon, Ingenieur zu werden.

Manchmal gönnt er sich eine kleine Freude, gibt einem Cousin 50 Afghani und dreht mit ihm einige Runden in dessen Auto. «Wenn ich den Sitz ganz nach vorne stelle, komme ich fast bis an die Pedale.» Irgendwann will auch Anayat ein eigenes Auto. Einen Toyota Land-Cruiser, wie ihn die Uno-Funktionäre fahren. Aber einen mit verspiegelten Scheiben, so wie sie die Mafia liebt.

Das Uno-Kinderhilfswerk Unicef schätzt, dass rund 60 000 Kinder auf Kabuls Strassen arbeiten.

## «Das Hauptproblem ist der Graben zwischen Regierung und Volk»

Statt die Taliban-Kämpfer mit Geld zu bekehren, solle man verhindern, dass sich ihnen weitere Männer anschliessen, sagt der frühere afghanische Aussenminister Abdullah Abdullah.

**Interview: Benedikt Rüttimann**

**Um Afghanistan zu befrieden, wollen die USA und ihre Partner jetzt die Herzen und Köpfe der Afghanen gewinnen. Was halten Sie davon?**

Im Kern ist die Strategie richtig. Aber die Herzen und Köpfe der Afghanen zu gewinnen, ist Aufgabe der afghanischen Regierung. Die internationale Gemeinschaft kann dieses Unterfangen unterstützen. Solange die afghanische Regierung aber daran scheitert, werden auch die Ausländer Mühe haben.

**Was erwarten Sie von der heutigen Afghanistan-Konferenz in London?** London kann die illegitime Regierung von Hamid Karzai, die auf Betrug gründet, nicht absetzen. Ich hoffe aber, dass jetzt wenigstens Institutionen wie die Wahlkommission reformiert werden. Sonst geht auch die letzte Hoffnung verloren.

**Hat der Westen diese Botschaft verstanden?**

**Abdullah Abdullah**

Kopf der Opposition

Der 49-jährige **Politiker und Arzt** stammt aus einer tadschikischen Familie. Er besuchte Schulen in Kabul und studierte Medizin an der Universität der Hauptstadt. 1984 flüchtete er nach Pakistan. 1986 stiess er zur Widerstandsgruppe von **Ahmad Shah Massud** und wurde einer seiner engsten Gefährten und Berater. Nach dem Sturz der Taliban durch die USA 2001 wurde Abdullah an der Bonner Konferenz zum Aussenminister Afghanistans ernannt. Diesen Posten behielt er auch nach der Loya Jirga, der grossen Versammlung aller Ethnien und Stämme 2002, und den ersten Präsidentschaftswahlen 2004. Zwei Jahre später verliess er Karzais Kabinett im Streit. 2009 kandidierte er **für das Präsidentenamt**. Im ersten Wahlgang erreichte er den zweiten Platz hinter Amtsinhaber Karzai, dem er schweren Wahlbetrug vorwarf. Weil sich an den Rahmenbedingungen nichts änderte, verzichtete er auf die Stichwahl. Abdullah ist verheiratet. Er hat drei Töchter und einen Sohn. (tim)

Ich denke schon. Aber ich weiss nicht, ob der Westen auch den Mut hat zu handeln.

**Was muss sich noch ändern?**

Karzais neue Regierung wird das Land nicht in die richtige Richtung führen. Die Opposition wird jedoch dafür sorgen, dass auch andere Stimmen ertönen. Afghanistan muss dezentralisiert werden. Wir brauchen nicht ein Präsidialsystem, sondern ein parlamentarisches System. Ich fordere zum Beispiel die Volkswahl der Gouverneure.

**Und was geschieht mit den Taliban?**

Bleiben wir realistisch: Sie sind das Gegenteil von Demokraten. Sie möchten dem Land eine Lebensweise aufzwingen, die von den Afghanen abgelehnt wird. Der Westen hat uns geholfen, doch es war das afghanische Volk, das die Taliban hinweggefegt hat. Die Tür für Verhandlungen muss offen bleiben, aber wir dürfen uns keine Illusionen machen.

**Die Taliban sollen jetzt mit Jobs und Geld bekehrt werden. Kann diese Strategie funktionieren?**

Das ist lächerlich. Niemand wird zum Taliban-Kämpfer oder Selbstmordattentäter, weil er nicht den Beruf eines Schreiners erlernen durfte. Sie wurden indoktriniert, sind überzeugt davon, dass das westlich inspirierte System zerstört werden muss. Die Taliban sind stark, weil sie Zulauf haben. Man muss darum als Erstes die Leute davon abhalten, sich ihnen anzuschliessen.

**Wie ist die Sicherheitslage?**

Ich bin sehr besorgt. Das Hauptproblem in Afghanistan ist aber, dass der Graben

zwischen der Regierung und der Bevölkerung immer tiefer wird.

**Lässt sich dieser Graben wieder zuschütten?**

Wir hatten vor acht Jahren eine einmalige Gelegenheit. Wir standen nach dem Sturz der Taliban Ende 2001 an einem Punkt, an dem 90 Prozent der Bevölkerung die Regierung unterstützte und 95 Prozent des Landes sicher war. Die internationale Gemeinschaft stellte sich voll und ganz hinter Afghanistan. Die verschiedenen afghanischen Gruppen kamen zusammen und waren bereit, Opfer zu bringen. Doch Präsident Karzai hat die Gelegenheit nicht gepackt. Die Lage hat sich in jeder Hinsicht verschlechtert. Die Korruption hat sich ausgebreitet, die Sicherheit verschlechtert, und Wahlen werden manipuliert.

**Warum sind Sie dann nicht zur Stichwahl gegen Präsident Karzai angetreten?**

Ein Problem war die prekäre Sicherheitslage - ein anderes, dass die Wahlbehörde nicht unabhängig war. Darum stellte ich für die Stichwahl mehrere Bedingungen. Auf Wunsch der internationalen Gemeinschaft setzte ich mich mit Karzai an einen Tisch. Am Ende beharrte ich nur noch auf einer einzigen Bedingung: Der Chef der Wahlkommission musste ausgetauscht werden. Das hätte die Wahl nicht viel transparenter gemacht, der Bevölkerung aber wenigstens signalisiert, dass wir in die richtige

Richtung gehen. Doch Karzai weigerte sich.

**Hätten Sie eine Chance gehabt?**

Laut einer zuverlässigen Quelle aus dem Uno-Büro in Kabul hat Karzai in der ersten Runde nicht 48, sondern 31 Prozent der Stimmen geholt. Das sind 2 Prozent weniger, als ich erhalten habe.

**Trotzdem haben Sie aufgegeben.**

Ja, weil sich die gleiche Ausgangslage wie beim ersten Wahlgang bot. Leute hatten für mich und meine Wahlkampagne ihr Leben riskiert, waren entlassen worden, weil sie für mich gearbeitet hatten. Wie hätte ich meinen Anhängern erklären können, dass wir nochmals antreten, obwohl sich nichts geändert hat?

**Warum stellte sich der Westen am Ende doch wieder hinter Karzai?**

Er hat die Staatengemeinschaft in Geiselhaft genommen. Als er unter die 50-Prozent-Marke fiel und sein Betrug aufgedeckt wurde, zückte er die patriotische Karte und behauptete, es handle sich um einen vom Ausland gesteuerten Plot gegen ihn. Ich hätte Millionen von Menschen auf die Strasse bringen können, vielleicht hätte sich der Westen die Sache dann nochmals überlegt. Doch die Lage war fragil. Sie hätte rasch in Gewalt umschlagen können. Wir Afghanen haben 20 Jahre lang gekämpft, Strasse für Strasse, Dorf für Dorf. Das wollte ich nicht mehr.